

Interesse der Verfasser, einen breiten Einblick in ihre Lebens- und Weltanschauung und damit in die konkrete Wirklichkeit progressiven jüdischen Lebens im deutschsprachigen Raum zu geben. Damit ist das Buch ein Standardwerk zum christlich-jüdischen Dialog. Andreas Vonach

Susanne Sandherr, **Die heimliche Geburt des Subjekts**. Das Subjekt und sein Werden im Denken von Emmanuel Lévinas. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1998. 247 Seiten.

Die vorliegende Publikation ist die überarbeitete Fassung einer Dissertation an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn, die sich seit einiger Zeit in einem groß angelegten Forschungsprojekt bemüht, jüdische Traditionen und ihr Verhältnis zum Christentum in den Blick zu nehmen. Ihr Interesse gilt in hohem Maß dem Denken von Emmanuel Lévinas (1906-1995), das gleichermaßen in der Tradition der phänomenologisch geprägten Philosophie steht, aus den Quellen von Bibel und Talmud schöpft und sich ganz im Horizont von Auschwitz bewegt. Die ungewöhnlich anregende Arbeit von Susanne Sandherr stellt sich einem Grundproblem der Philosophie von Lévinas, indem sie seinen Subjektbegriff in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellt. Damit versucht sie, den Rahmen der Rezeption zu erweitern, die bislang vornehmlich an dem Verhältnis von *Ich und dem Anderen* bei Lévinas interessiert war. Sie befaßt sich mit den unterschiedlichen Subjekt-Konzepten der idealistischen Philosophie und deren Gedanken der Selbstmächtigkeit sowie der sogenannten Postmoderne und der Verabschiedung des Subjekts. Dabei zeichnet sie nach, wie das Subjekt bei Lévinas durch die Spannung eines Ichs der Verantwortung „bis zur Gestalt des ethischen Atlas, dessen Sache das Absolute ist“ (17) und seiner Schwäche, Passivität und Verwundbarkeit, auch in seiner Abhängigkeit vom Anderen geformt wird. Es steht in der Spannung von Mündigkeit und Gebürtigkeit. Im Begriff der Subjektivität sind die Begegnung mit anderen Menschen in der Leiblichkeit und die Eröffnung von Transzendenz unauflösbar ineinander verschränkt. Das Subjekt kann nicht ohne die Empfindlichkeit des Leibes und der Sinne gedacht werden. In dieser Verschränkung ereignet sich die Geburt des Subjekts, die deshalb „heimlich“ ist, weil sie dem Bewußtsein bleibend entzogen ist.

Die Autorin weist überzeugend nach, daß eine subjekt-theoretische Reflexion für Theologie, Pastoral und Handeln aus dem Glauben wichtig werden kann, wenn sie sich an den Leitvorstellungen des Subjektwerdens bei

Lévinas orientiert. Die Arbeit ist ein wichtiger Baustein in dem noch viel zu schwachen theologischen Bemühen um eine verantwortliche Auseinandersetzung mit grundsätzlichen Problemen des modernen Denkens. Sie eröffnet eine faszinierende Perspektive auf die Philosophie Lévinas', der *Ich, Gott und den Anderen* aufs engste miteinander in Beziehung setzt, ohne sie zu unzulässig zu verquicken. Sie zeigt, welcher Gewinn für die christliche Theologie aus einer gründlichen Beschäftigung mit zeitgenössischen jüdischen Denkern erwachsen kann. Werner Trutwin

Barbara Schieb, **Nachricht von Chotzen.** „Wer immer hofft, stirbt singend.“ Publikationen der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz, Bd. 9. Edition Hentrich, Berlin 2000. 286 Seiten.

Die Berliner Historikerin Barbara Schieb bewegt sich auf dem bislang kaum beachteten Gebiet der sogenannten „Mischehen“ und ihrem wechselnden „rasserechtlichen Status“ im Nationalsozialismus. Ihre Darstellung stützt sich auf Interviews mit den wenigen Überlebenden sowie auf einen außergewöhnlich gut erhaltenen Bestand an Fotografien, Briefen und Archivmaterialien, der ein facettenreiches Bild von Einzelschicksalen vermittelt: von Joseph Chotzen, seiner vor der Eheschließung christlichen Frau Elsa Arndt und deren vier, mit jüdischen Frauen verheirateten Söhnen. Bereits das Zitat des Titels verweist auf die besondere Situation der Berliner Juden, von denen Tausende in der Illegalität (über-)lebten, durch „Mischehen“ oder mit Hilfe von nicht-jüdischen Berlinern. Das italienische Sprichwort „Wer immer hofft, stirbt singend“ hatte einer der Söhne (Josef Chotzen, genannt Eppi) in einem Geburtstagsbrief an den Komponisten Hanning Schröder verwandt, der 1944/1945 in Berlin das Ehepaar Rewald vor der Verfolgung geschützt hatte (9). Ilse Rewalds Beitrag „Erinnerungen an eine lebenslange Freundschaft“ (161-166) verweist auf die liberale Grundhaltung der Chotzens, die sowohl die christlichen wie auch die jüdischen Feste feierten (161). Die Schicksale der einzelnen Familienmitglieder widerlegen die Meinung, daß „Mischehen“ und ihre Angehörigen von der Verfolgung ausgenommen blieben. Von der Familie Chotzen überlebten nur die Mutter, der Sohn Eppi und dessen Ehefrau Bozka (Bohumila, geb. Bytesnik) sowie die Schwiegertochter Ruth (geb. Cohn). Durch die „Nürnberger Gesetze“ galt Eppi Chotzen als „Volljude“. Da die ganze Familie – auch die Frau – Mitglied der jüdischen Gemeinde war, hatten sie nicht den Status einer „privilegierten